

(Nachdruck verboten.)

351

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Als Esther das Zimmer betrat, legte das Mädchen das Buch nieder und verließ das Zimmer.

„Es ist mir zu Ohren gekommen,“ sagte Mrs. Trubner, „daß Sie ein Kind haben, Waters; aber so viel ich weiß, sind Sie nicht verheiratet.“

„Ja, gnädige Frau, ich habe Unglück gehabt; ich habe ein Kind, aber was schadet das, so lange ich meine Pflicht thue und ordentlich arbeite? Ich kann mir doch nicht denken, daß die Köchin sich über mich beklagt hat, gnädige Frau?“

„Nein, die Köchin hat sich durchaus nicht über Sie beklagt, aber ich glaube nicht, daß ich Sie engagiert haben würde, wenn ich etwas davon gewußt hätte. Zu dem Zeugnis, welches Sie mir zeigten, schreibt Mrs. Barfield, daß sie Sie als ein durchaus religiöses Mädchen kennen gelernt hat.“

„O, gnädige Frau, ich hoffe auch, daß ich das bin. Und ich habe meinen Fehltritt schon bitter bereut, ich habe schon so viel dadurch gelitten.“

„Ja, so spricht Ihr alle! Aber wenn Ihnen das nun noch einmal passierte . . . und in meinem Hause! wenn nun . . .“

„Glauben Sie denn also nicht, gnädige Frau, daß man eine Sünde bereuen und Vergebung dafür erlangen kann? Unser Herrgott sagt doch —“

„Gleichviel; Sie hätten mir immerhin davon Mitteilung machen müssen. Und was Mrs. Barfield anlangt, so finde ich das von ihr ganz und gar unverantwortlich.“

„Also würden Sie denn, gnädige Frau, jedes arme Mädchen, das einmal ein Unglück gehabt hat, für immer daran hindern, sich ihr Brot zu verdienen? Wenn alle Damen so dächten, so müßten ja alle diese armen Mädchen sich und ihre Kinder gleich umbringen. Sie haben ja gar keine Ahnung, wie nahe einem diese Versuchung gelegt wird. So 'ne Kinderpflegerin sagt: „Gieb mir fünf Pfund und ich finde dir jemand, der dein Kind adoptiert, und du wirst in deinem ganzen Leben nicht mehr davon belästigt werden.“ Ja, diese Worte hat eine auch zu mir gesagt. Aber ich, ich bin der Versuchung nicht unterlegen; ich habe mein Kind von der Frau fortgenommen und wo anders in Pflege gegeben, und ich will ihn durch meiner Hände Arbeit großziehen; wenn ich um seinetwillen aber meine Stelle verlieren soll —“

„O, in der That, mir würde es sehr leid thun, irgend jemand daran zu verhindern, sich sein Brot zu verdienen.“

„Sie sind ja selbst eine Mutter, gnädige Frau, Sie wissen doch auch, wie das thut.“

„Aber, liebes Kind, das ist doch — etwas ganz andres — ich weiß wirklich nicht, was Sie damit meinen, Waters.“

„Ich meine, wenn ich um meines Kindes willen meine Stellung verlieren soll, so weiß ich wirklich nicht, was aus mir werden wird. Wenn ich Sie, gnädige Frau, mit meiner Arbeit zufriedenstelle —“

In diesem Augenblick trat Mr. Trubner ins Zimmer. Ein großer, corpulenter Mann mit den gleich scharfen Zügen wie seine Mutter. Er kam etwas eilig ins Zimmer und fast außer Atem.

„O, o, Mutter!“ stammelte er, „ich — ich — Pardon — ich wußte nicht —“ schon wollte er sich zurückziehen, da sagte Mrs. Trubner:

„Dies ist unser neues Küchenmädchen, dasselbe, welches die Dame in Sussex uns so warm empfahl.“

Esther sah etwas wie einen Zug von Widerwillen über sein Gesicht gleiten.

„O, dann werde ich lieber gehen, Mutter, arrangiere Du doch die Sache mit ihr!“

„Nein, nein, Harold, ich muß mit Dir sprechen.“

„Ach nein, nein, lieber nicht; ich weiß ja gar nichts von der ganzen Sache.“

Er wollte schon das Zimmer verlassen; aber seine Mutter hielt ihn zurück, und er sagte, ein wenig gereizt:

„Nun, was ist denn nur? Ich bin jetzt gerade sehr beschäftigt und —“

Mrs. Trubner sagte Esther, sie solle draußen im Korridor warten.

„Nun,“ sagte Mr. Trubner, als er mit seiner Mutter allein war, „hast Du sie entlassen? Du weißt doch, daß ich alle derartigen Dinge Dir allein überlasse.“

Sie hat mir ihre Geschichte erzählt, Harold, sie versucht ihr Kind durch ihre eigne Arbeit aufzuziehen — sie sagte, wenn man sie daran hindern wollte, ihr Brot zu verdienen, so wüßte sie nicht, was aus ihr werden sollte. Ihre Lage ist in der That eine sehr, sehr traurige.“

„Ich weiß, ich weiß, natürlich! Aber darum können wir doch keine leichtsinnigen Weiber im Hause behalten. Uebrigens weiß diese Sorte einem immer schöne und tugendhafte Geschichten zu erzählen, aber die Welt ist ja voll von Seuchlern. Vielleicht lügt diese gerade nicht, aber jeder ist eben sich selbst der Nächste und muß sich schützen wie er kann.“

„Sprich nicht so laut, Harold!“ sagte Mrs. Trubner. „Etwas leiser, bedenke doch, daß ihr Kind von ihr allein abhängt. Wer weiß, was aus ihr wird, wenn wir sie entlassen. Wenn Du willst, werde ich ihr eine Monatsgage auszahlen; aber Du mußt die Verantwortung auf Deine Schultern nehmen.“

„Ich übernehme gar keine Verantwortung. Ja, wenn sie ein halbes Jahr bei uns gewesen wäre und sich zur Zufriedenheit benommen hätte, dann würde ich vielleicht sagen, wir dürfen sie so nicht wegziehen lassen. Aber es giebt eine Menge guter, braver Mädchen, die eine Stelle ebenso nötig brauchen wie sie. Ich sehe nicht ein, warum wir leichtsinnige Frauenzimmer im Hause behalten sollen, während es doch so viel anständige giebt.“

„Also willst Du, daß ich sie fortschicken soll?“

„Ich will überhaupt nichts damit zu thun haben; Du mußt wissen, was das Richtige ist. Wenn nun das Gleiche noch einmal passiert, hier bei uns? Meine Bettern, die zu uns kommen, dann die vielen jungen Leute —“

„Aber die bekommen sie doch gar nicht zu sehen.“

„Nun, thu, was Du willst, es ist Deine Sache, nicht meine. Mir ist's egal, solange ich nicht damit belästigt werde. Behalte sie, wenn Du willst. Du hättest Dich eben genauer über sie erkundigen sollen, bevor Du sie engagiertest. Die Dame, die sie Dir empfohlen hat — ich weiß wirklich nicht — ich an Deiner Stelle würde ihr einen energischen Brief schreiben — das muß ich sagen.“

Sie hatten vergessen, die Thür zu schließen, und Esther stand draußen im Korridor, halbtot vor Scham und Born — denn sie hatte jedes Wort gehört.

Von nun an sah sie ein, daß es notwendig war, die Existenz ihres Kindes geheim zu halten. Um dies zu ermöglichen, hielt sie sich von den andern Diensthöfen fern, suchte keine Intimität mehr mit ihnen und war so streng und genau in ihrem Benehmen, daß die andern sie oft verachteten. Sie fürchtete die Bemerkungen der andern darüber, daß sie stets allein ausging, und langte oftmals ganz außer Atem vor Furcht und Aufregung bei dem kleinen Häuschen an, in welchem ein kleiner Junge neben einer gutmütigen Frau stand und die Bilder in den illustrierten Blättern betrachtete, die seine Mutter ihm mitgebracht hatte, denn sie hatte kein Geld, um ihm Spielzeug zu kaufen. Sowie er sie aber sah, ließ er die Zeitungen niederfallen, rief: „Da kommt Mütterchen!“ und rannte ihr mit ausgestreckten Armen entgegen.

O diese Umarmung, dieser Kuß! Esthers ganze Seele lag darin. Sie setzte sich dann, plauderte mit Mrs. Lewis, die derweilen nähte, hielt das Kind auf ihrem Schoß oder besah mit ihm zusammen die Bildchen in den Blättern und war glücklich.

Ihr wundester Punkt war ihre Kleidung, und sie hatte oftmals das Gefühl, lieber in die Sklaverei von Mrs. Bingley zurückzukehren, als die Demütigung zu ertragen, jeden Sonntag in den gleichen, alten Sachen auszugehen, in welchen die andern Diensthöfen sie nun schon seit acht oder neun Monaten sahen.

Die andern ließen sie es wohl fühlen, daß sie sie als die Niedrigste der Niedrigen betrachteten, als die Dienerin der Diener. Sie mußte manchen Spott und manchen Schimpf von den andern einstecken, um nur jeder Diskussion zu entgehen, welche ihre Stellung hätte gefährden können. Sie mußte ihre Augen schließen, wenn sie sah, wie die Köchinnen stahlen, sie mußte ausgehen und ihnen Bier holen, wenn sie's verlangten,

ja, sie mußte sogar gelegentlich für sie arbeiten. Aber es gab dafür eben keine Abhilfe. Sie konnte sich ihre Stellung nicht wählen, sie mußte nur darauf bedacht sein, daß ihr Lohn über sechzehn Pfund das Jahr betrug, und jede Unbequemlichkeit, die die Stelle sonst mit sich brachte, ruhig in den Kauf nehmen.

Der Kampf, den Esther kämpfte, war ein geradezu heroischer, es war der Kampf einer Mutter für das Leben ihres Kindes gegen alle die Mächte und Gewalten, die die Zivilisation gegen die niedrig und illegitim Geborenen ins Feld führt.

Heute ist sie in dieser Stellung; aber welche Sicherheit hat sie, daß sie sie behalten wird? Ihre ganze Existenz hängt davon ab, daß sie sich ihre Gesundheit erhält, und außerdem hängt sie noch von den Launen ihrer Herrschaft ab.

Esther kannte die Fährlichkeiten ihres Lebens jetzt schon genau, und wenn sie an einer Straßenecke eine unglückselige Mutter traf, die ihr eine braune Knochenhand unter ihrem zerlumpten Shawl entgegenstreckte und für das kleine Kind, welches sie in ihrem Arme hielt, bettelte, so überließ es sie eiskalt und sie zitterte an ganzen Körper.

Nach sie brauchte nur drei Monate außer Stellung zu sein, und auch sie würde auf der Straße herumirren als Blumenverkäuferin, Streichholzverkäuferin oder . . .

Aber es wollte scheinen, als wären derartige Befürchtungen grundlos. Seit einiger Zeit hatte sie Glück. Sie war in einem reichen Hause im Westend von London. Ihre Herrin war gütig zu ihr, und sie stand mit den andern Diensthöfen auf gutem Fuß; und wäre nicht ein unglückseliger Zufall dazwischengekommen, so hätte sie sich diese Stellung wohl zu erhalten gewußt.

Die jungen Söhne des Hauses waren gerade während der Sommerferien zu Hause. Eines Abends, als sie in ihr Zimmer hinaufgehen wollte, ging Master Harry an ihr auf der Treppe vorbei, und sie trat bescheiden zurück. Er aber blieb stehen, sah sie an und lächelte ihr zu.

„Wissen Sie, Esther, daß ich Sie fürchtbar gern habe?“ sagte er, „Sie sind wahrhaftig das hübscheste Mädchen, das ich kenne. Wollen Sie nächsten Sonntag mit mir spazieren gehen?“

„Master Harry, wie können Sie so zu mir sprechen! Bitte, lassen Sie mich durch!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Frühlingsleben am Südpol.

Ähnlich wie in der hohen Arktis dürften in absehbarer Zukunft auch die weiten Eindrücke des Südpolarebietes ihre mannigfaltigen Geheimnisse den rastlosen Trägern der internationalen Polarlande entschleiern haben. Die Namen „Gauß“, „Discovery“, „Antarktis“ und vor allem „Southern Cross“, das Fahrzeug Kapitän Vorschgrebinks, dem es vergönnt war, das für die Hochseefahrt so bedeutungsvolle Problem des südlichen Magnet-Centrums zu lösen, legen rühmliche Beweise dafür ab, mit welchem wagemutigen Eifer die Erschließung des antarktischen Circumpolarebietes neuerdings in Angriff genommen worden ist. Manche der bisher gewonnenen Erfahrungen deuten darauf hin, daß die äußere Natur in beiden Polgebieten im wesentlichen von verwandten biologischen Gesetzen und Einflüssen beherrscht wird, so namentlich im Hinblick auf diejenigen Erscheinungen der organischen Welt, die dem Kreise der niederen Plankton-Wesen angehören. An höher organisierten Wesen ist die antarktische Fauna arm, weit ärmer noch als das Nordpolarmeer, das außer den eigentlichen Tiefseebewohnern auch auf seinen zahlreichen Streu-Inseln neben mannigfadem Kleinwild (Mau- und Eisfischen, Lemmings, Schneehasen usw.) eine ganze Reihe von Repräsentanten der höchstentwickeltesten Säugetierklassen — es sei nur das stattliche Wildrenn, der Moschusochse und der Eisbär genannt — beherbergt, ganz zu geschweigen von den zahllosen Schwimmvögellarten vom Geschlechte der Alen, Scharben, Lummern und Polarmöven, die fast in allen arktischen Meeren vorkommen und hier in zuweilen myriadenhafter Menge die bekannten „Vogelberge“ bevölkern. Alle diese bunten Erscheinungen, die der Polarlandschaft ihr charakteristisches Gepräge verleihen, fehlen am Südpol und werden hier durch Gestalten ersetzt, deren Fremdheit dem Beobachter auf den ersten Blick verrät, daß er einer durchaus eigenartigen, in sich abgeschlossenen Welt gegenübersteht. Als eine der merkwürdigsten Vertreter dieser seltsamen Fauna kann vor allem die farbenprächtige Sippe der Riesen- oder Kaiser-Pinguine gelten: jene abnorm gestalteten Vögel, die in ihrer würdevoll gravierten Haltung einigermaßen an den aufrechten Gang des Menschen erinnern, mit ihren zum Fluge untauglich gestalteten, statt dessen in veritable Fischlossen umgewandelten Flügelrudimenten und der seidenweichen, zerstückelten Befiederung einen völlig für sich abgeforderten Rangplatz einnehmen und zusammen mit der ebenso wunderbar anmutenden Erscheinung des gigantischen See-Elefanten

als die bemerkenswertesten Mitglieder der antarktischen Tiergruppe gelten können.

Für den reisenden Forscher sind diese in großen Kolonien lebenden Vögel von unschätzbbarer Bedeutung, und speziell die Teilnehmer der vor kurzem glücklich geborgenen Nordenskiöld-Expedition dürften schwerlich im Stande gewesen sein, den unerhörten Strapazen einer zweimaligen Ueberwinterung erfolgreichen Widerstand zu leisten, wöfern jene seltsamen Urbewohner der Eiswüste mit ihrem blutreichen, nahrhaften Fleische und ihrem warmen Federkleide den schmachtenden Reisenden nicht den erforderlichen Schutz gegen Hunger und Kälte geboten hätten.

„Der Anblick des ersten Pinguin-Zuges“, so erzählt Vorschgrebink, „löste bei uns einsamen Polarreisenden stets eine Fülle buntenwechselnder Stimmungen und Eindrücke aus. Er verhielt uns Frühling und lichte Tage, Sonnenschein und Wärme, Lebensfreude und neues Hoffen auf bessere Zeiten! . . .“

In endlosem Reigen rücken die Kolonnen des Vogelvolkes beim Eintritt des Frühlings heran. Einer hinter dem andern herhschreitend, wandern die stolzen Vögel über den zu Eis erstarrten Ocean dahin, — südwärts, dem kleinen Polareiland entgegen, das sie seit Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten zu ihrer Brutstätte erkoren haben: eine kümmerliche Heimat, die auch diesem genügsamsten aller Polarvögel nur unter Mühen und Anstrengungen das Nötigste zum Unterhalt darbietet. Weiß wie frisch gefallener Schnee leuchten die hellernen Vorderleiber dem Beobachter entgegen; bald hat die erste Kolonne den Beobachtungsposten der Forschungs Expedition passiert, und im Rücken angesehen gleicht der nordwärts schreitende Zug mit den schwarzblau gefärbten Rückenfedern einer feierlichen Begräbnisprozession, die in melancholischer Grandezza ihrem Bestimmungsorte aufzueht. Jedes einzelne Mitglied des Zuges hält seine nackten, nur mit Schuppen besetzten Flügel wagrecht ausgebreitet, — der Weg über das violett schimmernde Eis birgt manche verärrliche Spalte und Unebenheit, und die massiven Schwimmfüße geben dem großen Körper nur eine schlechte Stütze.

„Schon nach wenigen Augenblicken haben die vorne marschierenden Pinguine einen spiegelglatten Pfad hergestellt, auf dem die nachfolgenden Kolonnen wie auf sauber poliertem Parkett dahinschreiten. Nun ereignet sich ein grotesker Zwischenfall. Einer der imposanten Vögel hat bei einer zufälligen Wendung des Kopfes den Standpunkt ihrer menschlichen Beobachter ausgediastet und stapft nun, nach einem Augenblick namenloser Verblüffung, der ihm einen freundschaftlichen Kniff von seinem Hintermann einträgt, von der ebenen Heerstraße hinweg mitten in den glühenden Schnee hinein, den Kurs gerade auf die befremdliche Erscheinung im Pelzkleide zunehmend. Sein Beispiel findet unverzüglich Nachahmung, und nach wenigen Minuten sind wir von einer Gesellschaft neugieriger Pinguine umgeben, die sich mit ihren leuchtend weißen Westen und den glänzend schwarzen Schwanzschwänzen ausnehmen wie eine Korona gelehrter Universitätsprofessoren, die im Begriff steht, einem unglücklichen Examinanden auf den Leib zu rücken. Das akademische Tentamen wird mit einem vielstimmigen Colloquium eröffnet, worauf ein alter, am Schnabel schon ganz eisgrau ausschauernder Pinguin-Senior, offenbar der Vertreter des anatomischen Faches, sich uns mit einigen watschelnden Schritten nähert und uns ein paar reelle Schnabelstöße — Tiefquart und Terzen — versetzt. Ein Genosse beugt sich, ihm dabei in der Weise zu sekundieren, daß er unsre diden Kenntniserleider durch energisches Zerrn auf ihre Haltbarkeit prüft. Wir selbst stehen unbeweglich auf einem Fleck und weiden uns an dem hilflosen Erstaunen des hochgelehrten Kollegiums, das seine ganze bisherige Erfahrungswelt durch unser unmotiviertes Erscheinen über den Haufen geworfen sieht. Die Ocular-Inspektion scheint den Wissensdurst der würdigen Korona endlich zufriedengestellt zu haben; nach abermaligem akademischen Colloquium, aus dem auch der in die Pinguinsprache nicht näher Eingeweihte deutlich die Freude heraus hören kann, daß man allhier einer neuen, bis dahin völlig unbekanntem Pinguin-Art auf die Spur gekommen ist, wird der unterbrochene Marsch in gewohnter Weise fortgesetzt.“

Die übrigen Kolonnen haben inzwischen ihren Vortrab bis weit nach Süden hin vorgeschoben. Hier und da erheben sich große Padeisblöcke, die dem wandernden Vogelheer ein unübersteigbares Hindernis entgegenstellen. Aber das Hemmnis erweist sich immer nur als ein scheinbares, denn die rüstigen Wanderer wissen sich überall mit dem Terrain auf das meisterhafteste abzufinden. Mit großer Vorsicht wird ein Eisberg erklimmt, worauf man mit gleicher Sorgsamkeit den Abstand bis zur nächsten Eiskeilwand prüft. Kommen Eispalten und scharf abfallende Vertiefungen in den Weg, so mißt jeder Vogel mit geübtem Blick die Entfernung von der einen zur andern Seite, worauf er nach mehreren zögernden Anläufen mit einem gewaltigen Sprunge die Luft überwindet. Wenn der Sprung glückt, verweilt der befiederte Turner einen Moment am jenseitigen Ufer, mustert noch einmal die Länge des Abstandes und giebt seiner Geugthung durch triumphierendes Geschrei Ausdruck. Aber nicht immer geht es bei diesen gymnastischen Exerzitien nach Wunsch des kühnen Springers zu. Alle Augenblicke geschieht es, daß einer beim Abspringen ausgleitet oder auch die Distanz nicht richtig abschätzt und dann als lebendige Latwine blüßschnell in die Tiefe rollt. Eigentümlich genug verletzen sich die dergestalt abgestürzten Tiere nur in den seltensten Fällen, und nach einigen Augenblicken sieht man den Verunglückten für gewöhnlich in sichtlich beschämter Haltung hinter seinen vorausgehenden Kameraden wieder einhertrotten.

Unmittelbar nach der Ankunft auf dem gemeinsamen Brutplatz wird von der ganzen Kolonie mit den Vorbereitungen für die häusliche Seßhaftmachung begonnen. Die älteren Pinguine haben ihr genau abgegrenztes Gehege, das sie Jahr um Jahr von neuem beziehen. Der Nesterbau vollzieht sich in notgedrungenen Anpassung an die trübselige Kargheit der Polarnatur, in ziemlich primitiver, obgleich keineswegs kunstloser Weise. Eine natürliche oder künstlich mit Schnabel und Füßen hergestellte Vertiefung im Boden bildet das eheliche Schlaf- und Brutgemach, glatt abgeschliffene Steine von regelmäßiger Größe und Rundung liefern die sorgsam zusammengefügte Ringmauer, als Ersatz des mangelnden pflanzlichen Baumaterials. Am geschäftigsten gestaltet sich das gemeinsame Treiben unter den jungen Pinguinen. Handelt es sich für diese doch nicht bloß um die Auswahl einer neuen Brutstätte, sondern zugleich um die Ergatterung einer jungen Lebensgefährtin. In grotesk-gedehnter Haltung watscheln die liebesdürstigen Pinguin-Jünglinge von einem Ende der Kolonie zum andren und halten mit Rennerblick Umschau unter den heiratsfähigen Töchtern des Landes. Ist die Rechte gefunden, so beginnt ein regelrechter Klirr mit Bücklingen, Flügel schlagen, gefanglichen Vorträgen zweifelhafter Güte und andren Renommistereien, der dann auch bei der totesten Schönen alsbald zum ersehnten Ziele zu führen pflegt.

So höflich galant der Pinguin-Seladen sich in seiner Cour-macherei aufführt, ebenso energisch besteht er hinterher auf der Respektierung seiner ehelichen Gerechtigkeit. Der Pinguin lebt in Monogamie, und die Heilighaltung der ehelichen Treue wird von jedem Männchen als oberstes aller gesellschaftlichen Gesetze gefordert. Weniger genau nimmt man es mit den übrigen Vorschriften der Sittenlehre; speciell in Sachen des Wein und Dein herrschen auf der Kolonie insgemein sehr dehnbare Begriffe. Sobald ein älterer Pinguin, dem Verschaulichkeitsdrange des Alters folgend, für einen Moment in philosophisches Grübeln versinkt, ist auch schon der eine oder andre Nachbar — namentlich wenn er der Kategorie der neugeborenen Ehemänner angehört, sprunghaft, um sich die Situation in seiner Art zu nutze zu machen. Hinterrücks nähert er sich dem meditatierenden Philosophen und stößt ihm einige der schönsten Bauwerke insgesam unter den Füßen fort, worauf er sich mit großartig gespielter Harmlosigkeit zum eignen Wigwam zurückverfügt und dort die erprobene Deute an gehöriger Stelle unterbringt.

An sonnigen Tagen verbleibt das Pinguinmännchen zumeist in der Nähe des Nestes. In kergengerader Haltung, den wohlgeformten, hakenförmigen Schnabel steil gen Himmel gerichtet, die ausdrucksvollen Augen über die Umgebung schweifen lassend, liebt es das Haupt der Familie stundenlang zu verharren. Dann öffnet er plötzlich seine kleinen, verkümmerten Flügel, schlägt eine geniale Geste, wie ein Helidentenor, der das hohe C zu nehmen gedenkt, und im nächsten Moment entströmen seiner Kehle eine Reihe wunderbar-bizarrer Laute — heisere, krächzende und kreischende Töne, die von dem verzückt aufstrebenden Weibchen als melodischste aller antarktischen Liebesweisen dankbar entgegengenommen werden.

Die Fruchtbarkeit der Pinguine ist keine große. Das Weibchen legt zwei mattweiß glänzende Eier, die von ihm abwechselnd mit dem Männchen in 30 Tagen erbrütet werden. Die Zoologen des „Southern Cross“ kamen auf die Idee, die Temperatur in dem Brutgelege so eines Pinguinpärchens festzustellen. Es erschien ihnen nämlich ganz unfassbar, wie in einer solchen Umgebung, die beständig viele Grade unter Null aufzuweisen hatte, von den Vögeln die nötige Brutwärme in dem auf nackter Erde angebrachten Lager erzielt werden konnte. Es sollte indessen lange währen, ehe die einschlägigen Versuche zum Ziele führten. Die Augen Vögel entdeckten nämlich jedesmal das in ihrem Ehegemach deponierte Meßinstrument und hatten natürlich nichts schleunigeres zu thun, als den verdächtig glänzenden „Stein“ mit dem Schnabel zu packen und ihn ein paar hundert Schritte vom Neste entfernt sorgfältig niederzuliegen. Schließlich glückte es aber doch, sie zu überlisten, und man konnte nunmehr feststellen, daß die Durchschnittstemperatur sich auf 43 Grad Celsius hielt!

In ihrer Gesamtheit bietet die tausendköpfige Vogelskolonie das Muster eines Massenstaates. Ueberall herrscht reges Leben, pflichtbewußter Arbeitsdrang und Verträglichkeit. Bei hier und da vorkommenden Zwistigkeiten handelt es sich in der Regel um einen in flagranti ertappten Stein Dieb, mit dem dann auch sehr kurzer Prozeß gemacht wird. Die Valgereien wegen „Steinraubes“, so erzählt Vordagröbint in seiner humorvollen Weise, riesen allemal Hunderte von gefiederten Zuschauer herbei, die mit lauem Stimmengewir die Streithähne anzuspornen trachteten. Zuweilen nahm die Geschichte jedoch auch größere Dimensionen an; der Kampf pflanzte sich auf mehrere Sippen fort und endete allerseits mit blutigen Köpfen und übel gerrupften Silberwesten.

In ihrem sonstigen Betragen kennzeichnen sich die Pinguine als in hohem Grade eitle, von ihrer Schönheit höchlichst überzeugte Geschöpfe. Man könnte sie geradezu als die Stutzer der antarktischen Tierwelt bezeichnen. Kam zufällig irgend ein Pinguinmännchen in der von Vordagröbint näher beobachteten Kolonie von seinem Jagdausflug mit derangierter Toilette, etwa einem Lang-Flede auf dem weichen Brustgefieder zurück, so wurde ihm solche Unachtsamkeit von Freunden und Nachbarn mit ernstlicher Geberde verwiesen. Man bildete einen lichten Kreis um den Sünder und hielt minutenlange Zwiegespräche, bis der gründlich Abgerüffelste schließlich Reizhaus nahm und sich kopfüber in die nahe Brandung stürzte. Nach genommenem Bade tauchte er dann — leuchtend wie frischer Firnschnee — wieder empor,

um auf Umwegen demnächst seinem heimatischen Neste zuzuschleichen, wo die liebende Gattin mit einer gebührenden Moralspaule die gestörte Harmonie wieder ins rechte Gleichgewicht brachte. —

G. Hildebrandt.

Kleines feuilleton.

k. Wer sich's leisten kann. Aus Paris wird berichtet: Jede Saison schafft eine Specialität in der Toilette, die für die neue Mode bestimmend wird. Die Toiletten-Manie dieser Saison ist die Ausgestaltung des unteren Teiles des Ärmels, vom Ellbogen bis zum Handgelenk, und von diesem anscheinend unwichtigen Bestandteil hängt wieder der Stil in vielen andren Dingen ab, vor allem in den Handschuhen. Die fashionablen Pariser Schneider erschöpfen alle ihre erfinderiße Geschicklichkeit in der künstlerischen Verleibung des Unterarms. Richtiger wäre es, Nicht-Verleibung zu sagen, denn nicht nur Taillen und Blusen, sondern auch die meisten Hüten, kleinen Pelserinen oder Frühlingsumhänge haben heute Ärmel, die gerade unterhalb des Ellbogens aufhöhen. Die alte Mode, den Ellbogen selbst unbelleidet zu lassen, ist zum Glück nicht wieder belebt worden, denn nur selten haben Frauen einen runden rofigen Ellbogen mit Grübchen; gewöhnlich ist er spitz. Man wird also in dieser Saison eine Flut dünner Spizen in weillänfigen Falten sich den Armbewegungen der hübschen Trägerinnen anschmiegen sehen. Da aber die Spitze durchsichtig ist, muß etwas erfunden werden, um den zarten, weichen Arm vor zu heißen Sonnenstrahlen zu schützen. Hier setzt nun die Thätigkeit der Handschuhfabrikanten ein. Lange schwedische Handschuhe, die auch dem edigsten Arm weiche Konturen verleihen, sind gegenwärtig „en vogue“. Diese Handschuhe werden mit Spizeninstrustationen verziert, die oft von den Wurzeln der Fingernägel bis zum Ellbogen reichen. Dazu werden echte Chantilly, Venetianer oder Alpenspizen oder auch nur hübsche Nachahmungen verwendet. Natürlich muß die Spitze des Ärmels zu der des Handschuhes passen, und diese Uebereinstimmung erstreckt sich sogar auch auf die durchbrochenen Spizen der Strümpfe. Die Spizen des Handschuhes sind entweder durchbrochen, so daß die weiche Haut durchschimmert, oder das Leder des Handschuhes bleibt intakt, oder es wird auch eine andre Farbe unter die Spizen gelegt. Die Mode der kurzen Ärmel und langen Handschuhe erfordert natürlich Armbänder, eine Mode, an der in den letzten zwanzig Jahren nur die Engländerinnen wegen ihrer ziemlich edigen Arme ständig festgehalten haben. Diese Mode ist auf die Néjane zurückzuführen, denn sie entwickelte sich aus den Spizenschleiern, die die bekante Schauspielerin im vorigen Jahre in „Le Joug“ trug. —

en. Ein Todfeind der Baumwolle. In den großen Baumwollpflanzungen der weßlichen Vereinigten Staaten ist eine schwere Verunreinigung ausgebrochen durch die Verwüstungen einer neuen Insektenpest, die sich mit reizender Schnelligkeit ausgebreitet hat. Der Träger der Krankheit ist der sogenannte Samenwurm, die Larve eines Käfers, der ein Verwandter des bei uns nur allzugut bekanten Apfelblütenstechers ist. Entdeckt wurde das Insekt im Jahre 1843 in Mexiko und erregte dreizehn Jahre später zum erstenmal eine peinliche Aufmerksamkeit im mexikanischen Staat Coahuila, wo es im Zeitraum von sechs Jahren die Baumwollernten mit einer solchen Vollständigkeit vernichtete, daß die Pflanzungen in dem befallenen Gebiet überhaupt aufgegeben werden mußten. Dann wanderte der Samenwurm weiter nach Norden und Osten und erreichte nach weiteren drei Jahrzehnten den Rio Grande, der die Grenze zwischen Mexiko und dem Staat Texas bildet. 1892 überschritt das Insekt den Fluß und eröffnete den Angriff auf das Baumwollgebiet des südlichen Texas. Schon 1894 hatte es sich derart verbreitet, daß 50 bis 90 Proz. der Baumwollernten in Süd-Texas zu Grunde gingen und die Regierung der Vereinigten Staaten sich zur Veranlassung eingehender Forschungen über die Fortpflanzung, Verbreitung und die mögliche Bekämpfung des gefährlichen Einwanderers entschließen mußte. Wertwürdigerweise — denn sonst pflegt man in Amerika mit solchen Maßnahmen gründlich zu verfahren — geschah nichts Ordentliches; das Insekt schritt weiter vor, und erst im Jahre 1902 stellte sich heraus, daß man mit einer energischen Abwehr nicht länger warten konnte, jetzt aber zu Experimenten in großem Maßstabe mit bedeutenden Kosten schreiten mußte. Noch ist der Samenwurm auf Texas beschränkt, aber das von ihm befallene Gebiet wird schon auf den 28. Teil aller Baumwollpflanzungen der Vereinigten Staaten geschätzt, und noch besteht keine Wahrscheinlichkeit dafür, daß seine Ausrottung gelingen wird. Die Sachverständigen äußern sich vielmehr dahin, daß das Insekt in den nächsten 20 Jahren vermutlich das gesamte Baumwollgebiet der südlichen Vereinigten Staaten in Besitz genommen haben wird, und daß auch keine Anzeichen dafür bestehen, der Grad der angerichteten Verwüstungen werde mit der größeren Ausbreitung nachlassen. Allein im Jahre 1902 wurde der Verlust an der Baumwollernte durch die Verheerungen des Samenwurms auf eine Summe geschätzt, die nach den verschiedenen Angaben zwischen 8 und 25 Millionen Dollar betrug. Gift und Insektenfallen haben sich als gänzlich unwirksam erwiesen, dagegen hofft man darauf rechnen zu dürfen, daß die große Kälte im Dezember und Januar dem Käfer großen Schaden zugefügt hat. Das Parlament der Vereinigten Staaten hat jetzt für die Ausrottung der Baumwollpest eine Million Mark bewilligt, aber man befürchtet, daß diese Aufwendung zu spät kommt und

sich als ungenügend erweisen wird. Der Baumwollseid ist ein Käfer von grauer Farbe, größer als unser Apfelblütenstecher. Die Eier werden einzeln in die Blütenknospen der Baumwollpflanze abgelegt, die dann absterben oder auch in die Samenbehälter, in denen man bis zu zwölf der dicken weißlichen Larven gefunden hat. Die Blätter der Baumwollpflanze werden nicht angegriffen. Die Geschichte der Baumwollpest hat bisher eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der des berüchtigten Colorado-Käfers, dessen Verwüstungen in den Kartoffelfeldern noch im letzten An denken stehen. In beiden Fällen waren die fraglichen Insekten nur nur den Spezialforschern bekannt, und man hatte sie nur in verhältnismäßig geringer Zahl auf einigen wildwachsenden Pflanzen gefunden. Dann warfen sie sich plötzlich auf eine Kulturpflanze und nahmen an Zahl in demselben Verhältnis zu wie ihre Verwüstungen. —

Theater.

Freie Volksbühne. „Frau Warrens Gewerbe“. Schauspiel in vier Akten von Bernhard Shaw. — Die Leitung der „Freien Volksbühne“ hat das unbestreitbare Verdienst, zu allererst eine Aufführung Shaw'scher Dramen in Deutschland gewagt zu haben. Als zweites Stück verleihte sie ihrem Repertoire das Schauspiel „Frau Warrens Gewerbe“ ein, das nun am Ostermontag im Metropol-Theater vor ihren Mitgliedern in der eigens diesem Zwecke dienenden und, wie gleich betont sei, ganz ausgezeichneten Verdeutschung von Elisabeth Grottevic gegeben wurde. In „Frau Warrens Gewerbe“ behandelt Shaw eine Seite der Frauenfrage, die ohne eine ökonomische Reorganisation der Gesellschaft nicht zu lösen ist. Der Stoff ist so „dégoutable“, wie das aufgezeigte Problem kühn und verblüffend. In Frau Warren verkörpert der Dichter das Prototyp einer internationalen „Hotel garni“-recte Bordellbesitzerin. Nicht, wie die Frau durch eigentümliche Lebensumstände dazu kam, ist für die Beurteilung ihres Wesens und die gesellschaftliche Verrottung in England entscheidend. Als springender Punkt erscheint vielmehr ihre aus dem Verharren bei diesem gemeinen Gewerbe sich ergebende moralische Anschauung und das intime Verhältnis, welches Adel und Bürgertum zu der Frau in Beziehung setzen. Ein Baron ist auch hier wieder Nugnießer aus einer der schändlichsten aller „Professionen“. Fürwahr, ein verworfenes Subjekt, dieser Baron — im Grunde genommen das Spiegelbild seiner Kaste; während der „höhere“ Bürgerstand Englands durch zwei Typen charakterisiert wird. Der eine, das ist der, wenn auch freier Moral zugängliche, doch im Grunde anständige Künstler. Der andre, faul bis zur Wurzel, ist — ein Geistlicher. Alle drei sind Frau Warrens Freunde von früheren Zeiten her. Fragt sich nur, in welcher Art. Der baronische Noug ist's wegen des Geschäftes, der Künstler aus menschlicher Gesinnung, der Pastor aus leichtfertigen Jugendbeziehungen. Es ist nämlich nicht ganz erwiesen, ob er, ob der Baron der Erzeuger von Frau Warrens Tochter ist. Frau Warren weiß es selber wohl kaum. Und schließlich sind das Dinge, über die sich die laie Anschauung jener Sippe hinwegsetzt. Hauptsache bleibt doch das Geschäft. Und dies Geschäft wirft dem Baron für seinen Teil 35 Prozent ab. Nun hat aber der Reverend auch einen Sohn. Daß der ein frohlebiger Nichtsmutz wurde, ohne Talent, ohne Streben nach ehrlicher Arbeit, wie sein geistlicher Vater, ist am Ende nicht sonderbar. Daß er danach ängt, sich durch Heirat mit Frau Warrens Tochter finanziell zu „sitieren“, entspricht auch nur wieder jenen Anschauungen, die die Jugend gewisser Kreise des „höheren“ Bürgertums seit je in Erbpacht genommen hat. Frau Warrens Tochter ist aber von andrem Schlage. Das schüßige Geld der Mutter verschaffte ihr eine ausgezeichnete geistige Vorbildung. Vivie, in englischen Instituten erzogen, hat die Universität durchlaufen und sogar den mathematischen Doktorhut erworben. Die Mutter hat sie, zu ihrem Glück, kaum je erkannt, deren Vorleben, deren Gewerbe, freilich auch ihre eigne Herkunft noch viel weniger. Einmal mußte aber doch dieser Moment eintreten. Ein partielles Geständnis der Mutter offenbart ihr deren Gewerbe. Eine cynische Erklärung des Barons, der sich das Mädchen mit seinem Gelde als Gattin kaufen will, offenbart ihr aber auch den letzten Grund aller Dinge. Nicht nur, daß sie erfährt, daß die Mutter ihr Gewerbe noch gegenwärtig mit höchstem Geschäftseifer fortsetzt, sie muß aus dem Munde des zurückgewiesenen Barons auch hören, daß der Reverend ihr Vater, mithin dessen Sohn ihr Halbbruder sei. Wie sie sich nun von dem ganzen Kreise, besonders aber von der Mutter losragt, um frei von jedweder Sentimentalität, aus eigener Kraft und eigener erspriehlicher Arbeit ihr künftiges Leben aufzubauen: das bildet den Ausklang des Dramas.

Betrachtet man das Stück lediglich als solches, losgelöst vom englischen Boden, so muß ohne weiteres zugegeben werden, daß es der entscheidenden Bedingungen eines reinen Dramas ermangelt. Von eigentlicher Handlung ist nicht viel vorhanden, obwohl nur Tatsachen auf Tatsachen folgen. Sie ergeben sich aber lediglich aus den Redekämpfen der einzelnen Personen gegeneinander. Einmal, im dritten Akt, erspart uns der Dichter selbst nicht einen Effekt, wie er in englischen Sensationsromanen angewendet zu werden pflegt. Manches mutet auch unwahrscheinlich an. So dürfte namentlich die wenig respektvolle Art, mit der der Taugenichts von Sohn seinem Vater, dem Reverenden, begegnet, befremden.

Etwas starr Gewalttames scheint ferner auch in der Handlungsweise Vivies zu liegen. Vergißt man jedoch keinen Augenblick, daß es englische Verhältnisse und englische Personen sind, die dort vorgeführt werden, und zweitens, daß Shaw, der Satiriker, absichtlich die dramatische Form benutzte, „um den Zuschauer zu zwingen, unerfreulichen Tatsachen ins Gesicht zu sehen“, so lösen sich alle Bedenken und scheinbaren Widersprüche auf natürliche Weise. Die Logik der Shaw'schen Beweisführung ist unbestreitbar, sobald man hinzuhört auf den innerlichen Reichtum an Geist und sorgsam motivierten Feinheiten, wovon jede Redewendung und jede Situation voll sind. Das Stück bestätigt vollkommen jenes bemerkenswerte Urteil, das Georg Brandes irgendwo einmal über Shaw gefällt hat: Dieser sei eine „originelle, grundenglische Erscheinung“.

Ob nun die Darstellung den Forderungen des Stückes in allem gerecht wurde, das ist die andre Frage. Sie kam nur bedingungsweise bejaht werden. Viel zu viel deutliche Auffassung kam durch die Darsteller in diese englischen Charaktere und Typen hinein. Lamentable Züge, wie Anna Müller-Linde solche vermischt, sind einer Frau Warren völlig fremd. Der dramatische Accent verlagte dort, wo er notwendig war. Einzelne Bruchstücke vorzüglicher Wiedergabe konnten indessen bemerkt werden. Agnes Wieprecht, welche die eigenartige und schwierige Rolle der Vivie an Feintz Rauchs Stelle fast in letzter Stunde übernommen hatte, hielt sich anfänglich brillant. Später verlagte Sprache und Spiel; es kam allzu viel affektierte Theaterei hinein, die dem Charakter der Vivie nicht wohl ansteht. Jedoch erweckte die Darstellerin den begründeten Anschein, daß es ihr gelingen werde, ihren Part ansprechend herauszuarbeiten. Franz Schönfeld lehrte als Baron Crofts mehr den Chnifer, als den über seiner Situation stehenden Ironiker heraus. Frank Gardener, durch Paul Wirron äußerlich recht lebendig gegeben, war doch mehr belustigend, als tief gefaßt. Bread wurde von Emil Höfer und der alte Reverend Gardener von Jacques Morbay ziemlich glaubhaft in die Erscheinung gebracht. Die Zuschauer folgten den Vorgängen auf der Bühne mit höchster Spannung. Das lebhafteste Für und Wider der Diskussion während der Pausen, der starke Applaus nach den einzelnen Aufschlüssen bewies, daß man den Dichter begriffen hat. Für ihn war's ein voller Erfolg. — e. k.

Humoristisches.

— Eine kleine Verwechslung. Als Giolitti zum erstenmal italienischer Ministerpräsident war und eine Reise von Rom nach Piemont machte, war insolge einer Zeilenverschiebung auf der ersten Seite eines piemontesischen Blattes am Schluß zu lesen: „Giolittis Ankunft. Gestern traf auf unserm Bahnhofe der Ministerpräsident ein und wurde vom Präfekten, vom Bürgermeister und von zahlreichen Freunden begrüßt. Kaum hatte der wackere Gendarmerie-Wachtmeister ihn erblickt, so ergriff er ihn beim Kragen und schleppte ihn, trotz seiner heftigen Beteuerungen, ins Gefängnis, zur großen Befriedigung aller ehrlichen Leute.“ Oben auf der zweiten Seite des Blattes las man dann: „Verhaftung eines Hebelthäters. Gestern endlich gelang es der öffentlichen Macht, des berüchtigten Verbreiters falschen Geldes, Gincimino, habhaft zu werden. Der Bürgermeister, der Präfekt und alle Eingeladenen eilten ihm entgegen, ihm die Hand zu schütteln; die Musik spielte den Königsmarsch unter dem begeisterten Beifall der Menge. Morgen findet ein Festessen zu Ehren des illustren Mannes statt.“ —

Notizen.

— Das Marbacher Schillermuseum enthält jetzt 2000 Bücher und 15 000 Handschriften. — Sarah Bernhardt veröffentlicht gegenwärtig im „Strand Magazine“ ihre Memoiren. Der erste Abschnitt behandelt ihr Pensionatsleben im Kloster und reicht bis 1857. — Von den klassischen Aufführungen im Neuen Theater wird die nächste Schillers „Kabale und Liebe“ sein. Die Besetzung der Hauptrollen ist folgende: Tilla Durieux spielt die Lady Milford, Lucie Höflich die Luise, Emanuel Reicher den Präsidenten, Hedwig Bangel und Max Reinhardt das Millersche Ehepaar, Georg Engels den Hofmarschall Kalb und Eduard v. Winterstein den Ferdinand. — Im Münchener Gärtnerplatz-Theater hat die dreitägige Operette „Die Millionenbraut“, Text von A. M. Willner und E. Lima, Musik von Heinrich Berté, bei der Erstaufführung sehr gefallen. — Im Braunschweiger Hoftheater erlebt nächstens die Oper „Rubezahl und der Spielmann von Reisse“ von Hans Sommer die Erstaufführung. — Unter dem Titel „Die Kunstwelt“ soll in Wien (Wiener Verlag) dieser Tage das erste Heft einer neuen Kunst-Zeitschrift erscheinen, die den historischen und zeitgenössischen Kunst-Erscheinungen Oestreich-Ungarns dienen will. Herausgeber und Redakteur ist Dr. Ludwig B. Abels. — In Bergen (Norwegen) wird ein ständiger Kursus für Meeresforschung eingerichtet werden, der in englischer und deutscher Sprache abgehalten wird und kostenlos ist. Die Vorlesungen, Uebungskurse, Anleitung zu Arbeiten im Laboratorium etc. finden alljährlich vom 15. August bis zum 15. Oktober statt. —